

Lydia
Mischkulnig
Schwwestern
der Angst

Roman

HAYMON

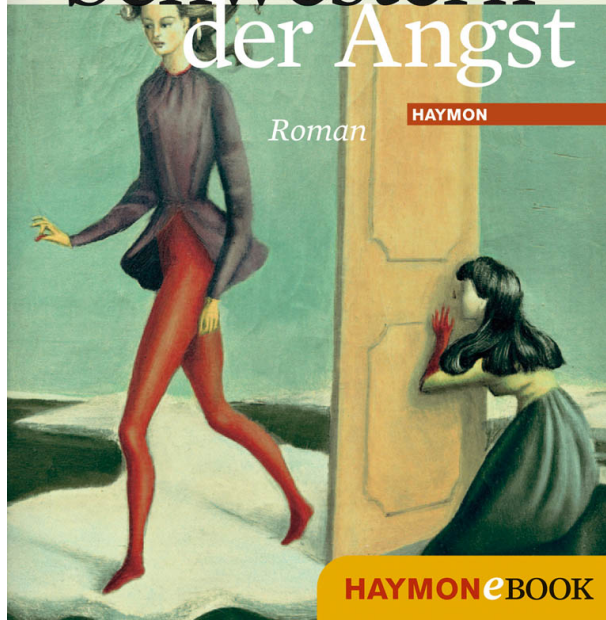


HAYMONeBOOK

Lydia
Mischkulnig
**Schwester
der Angst**

Roman

HAYMON



HAYMONeBOOK

HAYMON verlag

Lydia Mischkulnig

Schwestern der Angst

Roman

© 2010

HAYMON verlag

Innsbruck-Wien

www.haymonverlag.at

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Abhängig vom eingesetzten Lesegerät kann es zu unterschiedlichen Darstellungen des vom Verlag freigegebenen Textes kommen.

ISBN 978-3-7099-7479-7

Umschlag- und Buchgestaltung:

Kurt Höretzeder, Büro für Grafische Gestaltung, Scheffau/Tirol

Mitarbeit: Ines Graus

Coverbild: Leonor Fini, „Due Donne, 1939“ / © VBK, Wien, 2010

Diesen Roman erhalten Sie auch in gedruckter Form mit hochwertiger Ausstattung in Ihrer Buchhandlung oder direkt unter www.haymonverlag.at.

"Have you pray'd tonight, Desdemona?"
William Shakespeare, *Othello*, V,2

"O cursed slave!"
William Shakespeare, *Othello*, V,2

/

Die Firma, bei der ich arbeitete, produziert Trickfilme für einen Konzern. Ein Projekt bewarb Medikamente, mit denen sich die Intelligenz steigern lässt. Das menschliche Gehirn ist eine Goldgrube. Digitale Effekte können seine Leistungen erklären. Die Vorarbeiten zum Trickfilm führten Regisseur, Assistenten und sogar mich in die Tiefen der menschlichen Psyche.

Die pharmazeutische Abteilung des Konzerns hatte dazu Fachzeitschriften geschickt. Ich schmökerte schon eine Weile darin, obwohl ich selbst nur für die Werbefilme banaler Nahrungsmittel zuständig war. Wie durch magische Kraft angezogen, blätterte ich immer schneller. Glückshormone tummeln sich im Synapsenspalt und treiben uns zur Höchstleistung an. Irgendetwas lockte mich. Mein Gehirn war durch das Wort „Glück“ stimuliert. Ich befeuchtete die Spitze des Zeigefingers, um die Blätter besser in den Griff zu bekommen. Dann ertappte ich die Seite, nach der ich suchte, die Substanz, diesen besonderen Botenstoff, der mich bis aufs Äußerste reizte, der gemischte Gefühle auf höchstpersönlicher Ebene erregte und mich süchtig machte. Keine leistungssteigernde Droge, keine wissenschaftliche Erkenntnis, sondern ein simples Interview. Ein Festredner und eine Festrednerin waren abgebildet, unter den Porträts standen die Namen.

Ich erkannte Marie sofort, obwohl ich sie seit Jahren nicht mehr aus der Nähe zu Gesicht bekommen hatte. Sie trug eine Brille. Ich las den Bericht über Serotonin mit

angehaltenem Atem. Marie hielt offenbar Vorträge auf Englisch und Französisch. Sie war Professorin und wurde als Koryphäe unter den forschenden Ärzten des Konzerns bezeichnet. Der Mann an ihrer Seite war der, den ich für mich erwählt habe, Paul.

Ich erhob mich von meinem Schreibtisch und ging in die Betriebsküche, trank Wasser, um das aufgebrachte Gemüt zu kühlen. Dann ging ich ins Büro meiner Chefin. Sie war nicht an ihrem Platz. Ich öffnete die Lade des Schreibtisches und zog die Lupe hervor, mit der sie das Kleingedruckte auf Rechnungen studiert. Ich legte die Lupe auf die Gesichter der Festredner und beugte mich, den Fokus auf die Münder richtend, hinunter. Im Bildtext wurden Marie und Paul als Paar bezeichnet, doch von Ehe war nicht die Rede. Sie glichen einander nicht durch die gemeinsam verlebte Zeit, sondern durch die Dünnlippigkeit. Marie hatte einst sinnliche Lippen gehabt und Paul auch, soweit ich mich erinnerte. Immerhin besaß er noch sein energisches Kinn. Ich entdeckte in den Zügen bitteren Ernst. Beide Sprecher waren durch engagierte Strenge gezeichnet. Die Lupe verrutschte und die Buchstaben verdeutlichten: Marie war nicht nur Ärztin, sie wurde dazu auch noch als modebewusste und attraktive Wissenschaftlerin vermarktet.

Gewiss, ich war eifersüchtig und aggressiv wegen Paul gewesen, aber dass sie so nachtragend sein würde, meine Marie, hätte ich nicht vermutet. Im Interview stand kein Hinweis auf mich. Wie konnte meine Schwester so gemein sein und mich aus ihrer Karriere löschen, indem sie meine Identität verschwieg. Man fragte sie im Interview, weshalb sie sich mit Neurophysiologie befasse. Und was für ein Gefasel über das Geheimnis der Seele des Menschen gab Marie hier zum Besten? Peinlich. Wir wussten es beide besser: Ich war der Anlass für ihre besondere Hingabe an dieses Fach. Sie verstieß in weiteren Sätzen nicht nur gegen mich, sondern auch gegen meine Würde als Frau, denn alle

Ermutigungen, die sie in ihrem Leben erfahren hätte, verdanke sie ausschließlich dem Zufall und Pauls Förderung, sagte sie. Ihre Familienverhältnisse beschrieb sie als eng und erstickend. Meine Sorge um sie handelte sie als „Unterdrückung durch gewisse Familienmitglieder“ ab. Das konnten unmöglich die Worte meiner Marie sein. Paul sprach aus ihrem Mund. Er stand ja zwischen uns, er hat uns entzweit.

Das Telefon klingelte, die Chefin riss mich aus meiner Betrachtung. Sie brauchte mich für einen anderen Werbefilm, Tierfutter, der am nächsten Tag gedreht werden würde. Kostüme und Requisiten mussten noch besorgt werden. Ich war zuständig für diese Nebensache, zog mich warm an. Draußen schneite es, pünktlich zur Adventszeit.

Als Marie auf die Welt kam, sie sich mir als Familie schenkte, steckte ich mich zu ihr unter die Decke, um sie zu wärmen in jener kalten Jahreszeit. Im Bett schwor ich, sie nie zu verlassen. Die kalten, nackten Wände im Haus hauchten uns an. Marie schlang ihre Ärmchen um meinen Hals und ich drückte das zarte Körperchen an mich. Marie roch nach Vanille, Puder und Creme. Sie trug einen flauschigen, blau gestreiften Pyjama. Dieses Design gilt als Klassiker und garantiert anscheinend bis heute Umsatz. Marie nuckelte an ihrem Schnuller und grunzte zufrieden, wenn sie zum Einschlafen meine Stimme hörte. Ganz nah an ihrer süßen, wohlgeformten, anscheinend mütterlicherseits vererbten Form der Ohrmuschel erzählte ich von dem Dorf, in dem ich aufgewachsen war. Dort lebten nur alte Leute, Omas und Opas mit ihren Enkeln. Die Mütter arbeiteten als Putzfrauen im Ausland. Wir Enkelkinder waren eine kleine elternlose Gesellschaft. Im Bett mit Marie und angesichts der Ruhe, die das Kleinkind im Schlaf verbreitete, empfand ich ein intensives Wohlgefühl, in mir erwachende Liebe für jemand Anvertrauten, als hätte meine Mutter ihren Wahn,

ich wäre ihr mobiles Eigentum, durch Marie wieder gutgemacht. Ich war nun auch Besitzer von jemandem.

Was erwartete sich dieses Baby von einem Mann? Noch dazu einem wie Paul. Er war ein perverses Schwein. Ich musste aufpassen, nicht im Büro auszuflippen. Ich wusste, dass ich unter dem Verlust von Marie sehr litt und dazu neigte, meine Enttäuschung in Wut umzumünzen und diese auf einen Menschen zu übertragen. Vielleicht war Paul nicht der Sündenbock, zu dem ich ihn machte. Ich hatte mich damit abgefunden, Maries Unabhängigkeit zu akzeptieren, doch das war nichts gegen den jetzigen Schmerz, sie an ihn verloren zu haben.

Ich konnte mich schon ganz gut beherrschen und Impulse zur Kontaktaufnahme weitestgehend unterdrücken. Aber damit war es vorbei, als ich sie in der Zeitung sah. Marie war also wieder aufgetaucht aus meinen Tiefen. Auch wenn ich sie nicht mehr belästigte, meine Gedanken waren ein Gefängnis für mich.

Die Chefin hatte mir den Auftrag erteilt, ein Kleid für unsere Schauspielerin zu besorgen, ein klassisches Modell, nichts Ausgefallenes. Sie herrschte mich an. Kein Wunder, dass ich nicht wusste, wo mir der Kopf stand, dass ich Fehler machte und der Versuchung nicht widerstehen konnte, meine Schwester aufzuspüren, wenn sie so berühmt war, dass sie mich in der Fachliteratur zu Trickfilmen für pharmazeutische Produkte heimsuchte. Ich fühlte mich schwer wie der Stein, der meiner Schwester vom Herzen gefallen zu sein schien.

So stand ich also im Kaufhaus und suchte das richtige Kostüm für unsere kleine Darstellerin. Ein blaues Kleid mit weißen Tupfen. Die Kinderabteilung lag im dritten Stock. Die Fenster zeigten Richtung Norden. Die gegenüberliegende Hausfassade war etwas mehr als dreißig Meter entfernt. So

nahe durfte ich ihr gar nicht kommen. Wenn ich ans Fenster trat, überschritt ich bereits eine Grenze.

Ich suchte nach der passenden Kleidergröße für die Darstellerin. Eine Verkäuferin beriet mich, ging mit dem Entwurf der Kostümbildnerin ins Lager, um vergleichbare Modelle zu holen. Sie war jung, aber freundlich.

Ich lenkte mich ab, suchte in den Körben nach Sonderangeboten und fand ein paar blaue Kleider mit Punkten. Das Fenster war verhängt. Ich fischte weiter in den Stoffen herum. Die Verkäuferin kam wieder und zeigte die Ware aus dem Lager. Ich behauptete, dass dieses Kleid nicht schick wäre, und hielt ihr mein Fundstück hin.

Das sehe ja aus wie ein Sträflingsgewand, sagte sie.

Ich war überrascht, Punkte erinnern doch nicht an Gitterstäbe. Und dann erschrak ich. Wie konnte denn das passieren, dass ich plötzlich einen blau gestreiften Pyjama in der Hand hielt und dabei doch das blau getupfte Kleid ausgesucht zu haben glaubte. Ich schüttelte den Kopf und stammelte etwas von schlechtem Licht. Ich vertuschte meine Verwirrung, befühlte den Stoff, prüfte das Material, gab vor, dass ich ja zusätzlich auch einen Pyjama für ein Mädchen suche.

Der Pyjama sei aber viel zu klein, meinte die Verkäuferin, der sei für ein Baby. Ein Mädchen sei kein Zwerg.

Die Verkäuferin legte das Modell auf den Haufen Wäsche zurück. Die Etiketten drückten sich durch den weichen Stoff. Der Pyjama war gestreift und mit Rüschen um den Kragen verziert. Wie ein Zeichen aus der Vergangenheit, solange ich nicht endgültig mit ihr abrechne. Unbändige Freude erfüllte mich, als läge Glück in diesem Haufen vor mir. Ich war versucht hinzugreifen, spürte ein Kitzeln in der Hand wie von Seidenpapier, als ich die Rüschen berührte und das Gefühl hatte, Geschenke auszupacken. Mir wurde heiß und übel gleichzeitig, Schwindel befiel mich, und deshalb wirkte ich wohl unwirsch, als ich die Verkäuferin aufforderte, mir

das blau getupfte Kleid in passenden Größen zu bringen. Ich brauchte drei Stück davon. Feminin und dennoch kindlich. Blau. Punkte.

„Neunjährige Mädchen mögen das nicht“, sagte die Verkäuferin. „Glauben Sie einer Mutter! Alle Freundinnen meiner Tochter verachten Kleider mit blauen Punkten. Kaufen Sie lieber Lack, das ist sexy.“

„Ihre Tochter tut mir leid“, sagte ich.

Die Verkäuferin schaute mich irritiert an.

„Lack“, sagte ich zur Erklärung, „tragen Nuten.“

„Meine Tochter ist neun und die meisten ihrer Freundinnen tragen Lack einfach so und passen hinein, wenn sie nicht schon aus dem Lack herausgewachsen sind“, sagte die Verkäuferin beleidigt.

„Ich bin auch Mutter“, sagte ich.

Die Verkäuferin war vielleicht Mitte zwanzig. Sie trug keinen Ring. Bestimmt Alleinerzieherin, immerhin Verkäuferin einer Ladenkette, die für Mode und Fairness garantiert. Trotzdem schlecht bezahlter Job und deshalb die billigen Lack-Leggings für die Tochter? Damit sie sich einen alten geilen Mann aufreißt? Die Luft war stickig, muffig vom Textilstaub. Mein Gesicht spannte. Das Neonlicht betonte die blau geäderte Haut rund um die Augen der Verkäuferin. Wie entsetzlich musste erst ich in diesem Licht aussehen?

Ich suchte nach anderen Klamotten. Das Kleid ließ ich mir einpacken und bezahlte. Dann wollte ich frische Luft schnappen, trat ans Fenster, öffnete es.

„Halt!“, rief die Verkäuferin hinter mir. Sie schüttelte gebieterisch den Kopf. Ich nahm das Kleid und verließ das Geschäft fluchtartig, um ihrem Machtbereich zu entkommen.

Ein paar Gören standen am Eingang herum und schüttelten weiße Milchkannen, Sparbüchsen. Die Kirche ist ein großer Bettelverein. Ich hasse das Betteln. Ich ziehe

Wohltäterschaft aus freien Stücken vor und lasse mich ungenern mit aufgezwungenen Schuldgefühlen erpressen. Ein schlechtes Gewissen ist Angst vor Strafe. Die Mädchen blockierten den Ausgang des Geschäfts, klimpern mit den Sparsbüchsen. Der Lärm störte mich. Ich drängte mich an ihnen vorbei, um eine andere Filiale in noblerer Gegend aufzusuchen. Draußen lungerte ein junger Mann auf seinen Unterschenkeln hockend herum. Der Boden war nass vom Schneeregen und der Karton aufgequollen. Dieses Elend der Obdachlosigkeit belästigte mich. Ein Schild hielt er hoch und lamentierte mit singender Stimme. Auf dem Schild stand: Ich habe Hunger! Danke.

Ich spendete ein paar Cents und machte ihn auf das lächerliche „Danke“ auf seinem Schild aufmerksam. Bedankte er sich dafür, dass er Hunger hatte? Anstatt sich für meine Cents zu bedanken, kniff er die Augen zusammen.

Ich versteckte mich in der Menge vor seinem bösen Blick. Da schrie jemand hinter mir: „Haltet sie auf!“ Es war die Stimme der Verkäuferin, ich nahm sie noch wahr, wie sie mir nachhetzte. Ich begann zu laufen und mir schien, als ich ein Zigeunermädchen beinahe umrannte, dass die Göre ein „Schleich dich“ ausspuckte, weil ich ihre Blumen, die sie mir aufdringlich entgegenhielt, umknickte. Eigentlich mag ich Blumen. Gerührt ließ ich mich stoppen. Die kleine Rumänin überreichte mir die Rose mit dem gekappten Kopf und ich nahm sie an. Es war Ende November, kalt, ein grauer Dämmerzustand. Ich hätte das Mädchen ans Herz gedrückt, hätte sie nicht unter ihrem schäbigen Anorak den dicken Bauch einer Schwangeren gehabt. In gebrochenem Deutsch sagte sie: „Biiittte, Huuunger, Kiiind, Huuunger, Biiittte.“ Ich spürte in mir ihre Tränen aufsteigen. Und als sie aus meinen Augen tropften, roch ich einen nassen Hund.

Ich schaute mich um. Im Werbespot, der am nächsten Tag zu drehen war, würde Hundefutter beworben werden, das auch für Menschen und Katzen geeignet war. Keinen

Modediktaten, sondern echten Werten wurde so entsprochen. Liebe geht durch den Magen, sagt ein Sprichwort, und das gilt auch für Tiere und Schlüsselkinder. Liebe ist keine Ware, die man horten kann. Wir können jedoch Waren teilen und durch das Teilen entsteht Liebe.

Ich öffnete meine Handtasche, um Geld zu spenden. In diesem Augenblick schrillte der Alarm des Kaufhauses. Ich suchte das Portemonnaie in der Tasche. Es war nicht da. Als ich aufschaute, war die Zigeunerin weg. Mein Herz klopfte bis zum Hals und trommelte in den Ohren. Ich fühlte mich verloren, nicht wegen des vermutlich von dem Mädchen gestohlenen Portemonnaies, sondern weil in meiner Handtasche der Pyjama lag. War ich eine Diebin? Hatte ich ihn gestohlen? Selbstverständlich bezog ich das Sirenengeheul auf mich.

Die Hetzgasse lag auf der Rückseite des Kaufhauses. Diese Gasse wollte ich eigentlich meiden. Hier wohnte Marie. Ich geriet jedoch auf der Flucht vor dem Security-Personal in die Schlucht. Schmale und unsympathisch feucht glänzende Fenster gliederten die sonst matte Fassade. Ich versteckte mich in einem der gegenüberliegenden Hauseingänge vor den Detektiven. Eine dunkelschlündige Gegend. Hier trieben sich neuerdings Drogensüchtige herum. Marie sollte hier nicht wohnen.

Ich hatte mir zwar verboten, Marie zu bewachen, aber heute konnte ich nichts dafür, ich landete zufällig hier. Punkt sieben Uhr würde das Sicherheitspersonal die Suche nach mir aufgeben. Der Blick ist nur während der Dienstzeit auf Diebe gerichtet, sie abzuschrecken, zu orten und zur Strecke zu bringen, ist ein Prozess, der auf einen Schlag endet, wie auch jedes Leben einmal auf einen Schlag aus ist. Ab sieben Uhr wäre ich den Sicherheitsleuten egal. Dann galt die Aufmerksamkeit allen Einkäufern, die fallweise kontrolliert werden mussten, wenn sie das Geschäft verließen, oder

daran gehindert werden mussten, es nach Geschäftsschluss noch zu betreten.

Ich wartete und las die Namen auf dem Klingelbrett. Da streifte mich mein Blick im spiegelnden Metall. Das Gesicht wirkte frisch, die Haut durch die Aufregung gut durchblutet. Ich hatte nur ein geiferndes Grinsen aufgesetzt, das sonst an mir nicht üblich war. Der Unterkiefer war vorgeschoben, die Zahnreihe bloßgelegt und die Oberlippe geschürzt, wie bei einem angriffslustigen, bissigen Tier. Die ganze Partie wirkte aufgemalt. Ich erinnerte mich an einen Nussknacker. Hässlich auszusehen ist ein Grund, nicht sich, sondern alle umzubringen, die einen so sehen. Ich fiel in meine dunkle Tonart und brummte mir zu: Entspanne dich.

Ein Fenster schlug irgendwo zu. Geklirre. Der Alarm des Kaufhauses schrillte noch, gedämpft hörte man ihn, dann schwoll er ab. Stille. Abrollgeräusche der Räder auf der nassen Straße. Zischen. Zischen. Zischen. Unten am Kai. Der Blick fiel auf die Fenster von Maries Haus. Die Fenster waren geschlossen. Tote Augen. Die Schwärze warf sich auf mich. Ich blickte mich um. Kein Mensch. Kein Hund. Dafür Scheiße am Boden. Ich trat vor und spähte hinauf.

Die Fenster begannen zu schimmern, als antworteten sie meinem Blick, als hießen sie mich willkommen. Regen. Glitzer. Reflexionen irgendwelcher Lichter. Rotes Blinken. Grünes Blinken. Am Ende der Gasse rauschten die Autos durch den schmalen Ausschnitt zwischen den Häuserfronten. Die Geschäfte schlossen. Ich stand an die Wand gelehnt da und schaute die schwarzen Fenster an, verfolgte die grünlich aufglommende Farbe der Fensterstöcke. Das Schwarz hinter dem Glas reichte tief in die Zimmerfluchten, der Wind heulte um das Haus und das Geheul breitete sich aus, drängte gegen mein Trommelfell, und wenn es den Druck aushält, würde nichts weiter geschehen. Dann fiel der Blick auf das mächtige Tor. Die

Klingelleiste. Die Schlitzte der hölzernen, schweren Haustür, eingeschnitten in den linken Flügel des meterhohen Leibs, die aufleuchteten, als das Ganglicht anging.

Ein schrilles Heulen löste mich von der Hausmauer, ein Peitschenhieb schnalzte, ein Quietschen ging durch die Luft. Die Tür öffnete sich und ein Mädchen mit flachsblonden Haaren entschlüpfte dem Spalt. Ich schluckte und tat beschäftigt, als suchte ich etwas in meiner Tasche. Vielleicht den Schlüssel? Ich tat so, als wäre ich hier zu Hause. Das Mädchen nahm keine Notiz von mir – oder war das nur eine Phrase, um mich zu beruhigen? Ich sah dem Mädchen nach, das zum Zeichen seiner Unbekümmertheit den Rucksack lässig über die Schulter schwang. Sie war vielleicht vierzehn. Ihr Gang, die leichtfüßige Berührung des Bodens, als tupfte eine Katze mit ihren Pfoten über das Pflaster, hätte Maries Gangart sein können. Vielleicht war dieses Mädchen Maries Tochter, schoss es mir durch den Kopf. Dann wäre ich nicht nur Tante, sondern hätte zugleich eine weitere Aufgabe, nämlich mich auch von ihr fernzuhalten. Das Verlangen, in das Haus einzudringen, Marie aufzusuchen und sie nur für eine Sekunde zu sehen, flammte in mir auf und verbrannte die jahrelange Abstinenz, die Mühe, die es gekostet hatte, mich zu distanzieren.

Ich lechzte nach einem freundlich grüßenden Blick, vielleicht auch des Mädchens, aber anstatt es zu verfolgen, war ich mit einem Satz bei der Tür und schob den Fuß über die Schwelle, bevor sie ins Schloss krachte.

Missbrauch gehört zu unseren Leben wie das Amen zum Gebet. So wurde auch ich von meiner Mutter missbraucht, weil sie ein besseres Leben wollte. Erst verließ sie mich und verdingte sich als Putzfrau im Ausland. Dann kehrte sie zurück und entwurzelte mich. Sie benützte mich als Entschuldigung für ihre Sehnsüchte.

Ich verlebte die Kindheit im einst ungeliebten Osten Europas. Fast alle Kinder des Dorfes im vor langer Zeit noch österreichischen Gebiet lebten zurückgelassen von den Müttern, und falls es Väter gab, auch zurückgelassen von diesen bei den Großeltern. Mein Großvater war krank, arbeitslos und Alkoholiker. Doch dann kam der Tag, an dem meine zweite Kindheit begann. Die deutschsprachige Mutter erschien, ich hätte sie nicht erkannt. Fotos verfälschen, aber Fremdsprachen verwandeln.

Die Frau war zwar schlank, doch roch sie ganz anders als unsere Seife, ging aufrechter und flotter und unerschrockener auf uns zu, als wir es gewohnt waren, heiter und Freudentränen in den Augen. Sie redete deutsch und polnisch durcheinander, der Lippenstift duftete nach Erdbeeren. Sie trug Jeans und eine Lederjacke. Sie wirkte jung und reich, weil sie ein Auto besaß, um die Entfernung zu mir zu überwinden. Es gab Zeiten, da hatte sie für einen schlechten Platz im Autobus eines Schleppers bezahlt, um irgendwo so viel zu verdienen, dass sie einmal ein Auto kaufen konnte. Sie hatte keinen Führerschein, dafür einen Mann, der fuhr. Ein ganz Fremder.

Ich sah diese Mutter zum ersten Mal wirklich. Wir waren allein im Schlafzimmer und sie fasste mich und drückte mich an sich. Küsste mich von oben bis unten ab, was mir äußerst unangenehm war. Sie verlangte, ich solle mich ausziehen, sie wolle mich untersuchen, ob ich unversehrt sei. Als wäre sie Ärztin. Sie glaubte an unsere Intimität, an unser Verhältnis oder Vertrauen, nur weil ich aus ihr herausgeschlüpft war. Ich war überrumpelt von ihrem Ansinnen, hatte jedoch Angst, dass etwas mit mir nicht stimmte, und wollte meiner Mutter gehorchen. Sie drückte mich nackt an sich. Sie atmete mich, Haut an Haut, ein. Um die körperliche Nähe nachzuholen, beschnüffelte sie mich, als wäre ich ein Baby. Sie hatte mich einst verlassen, weil

sie keine Arbeit gehabt hatte, und nun wollte sie mich holen als Lohn. Sie verlangte von mir Unmögliches.

Sie genoss meine Unschuld, wie ich vermute. Denn ich sah ihren ernsten Blick, als sie über meinen gespreizten Beinen aufschaute und mir lächelnd bekundete: Alles in Ordnung. Und sie küsste mich auf die Stelle der Ordnung. Unschuldig mag für sie sogar die darauf folgende Umarmung gewesen sein, für mich war sie purer Schock und Graus. Mutter war vermutlich verführerisch anzusehen, mir ekelte nur vor dem perversen Geschmack dieser Begegnung.

Großmutters Reaktion gab mir Recht. Sie wollte ins Schlafzimmer, riss nichts ahnend die Türe auf und sah uns auf dem Bett. Sie tobte in ihrer Sprache, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, rief, das sei Sünde, als sie die eigene Tochter mit der eigenen Enkelin im Bett entdeckte, wie sie mit mir, einem großen Mädchen, Baby spielte. In einer meiner grauenhaftesten Erinnerungen hat sie sogar versucht, mich zu stillen.

Die Tortur wurde durch Großmutter nicht wirklich beendet. Ich angelte meinen blau gestreiften Pyjama und nähte alle Schlupflöcher zu, dass man ihn auch nicht mehr aufknöpfen konnte, nähte mich darin ein wie in einen Panzer. Durch die Tür hörte ich die Frauen miteinander brüllen. Ich wurde Zeuge, als meine Mutter ihrer Mutter gegenüber grauenhafte Vorwürfe erhob.

„Du hast mich nicht beschützt!“, brüllte sie. „Du hast mich deinem Mann zum Fraße vorgeworfen.“

„Sei still, das ist lange vorbei“, flüsterte meine liebe Oma. „Hauptsache, er hat die Kleine in Ruhe gelassen. Ich habe aufgepasst.“

Ich stürzte darauf in Fragen und tiefe Verzweiflung, gleichsam aus meinem Paradies. Ich hatte mit dem Großvater das Bett geteilt. Sehr oft war mir dabei unwohl gewesen. Weshalb? Meine Mutter hatte mich untersucht und

sagte nun, ich sei ihre Tochter und sie könne mit mir machen, was sie wolle. Sie holte mich fort und fühlte sich als meine Schutzpatronin. Trotzdem hat sie mich nie wieder so angefasst.

In Österreich gewöhnte ich mich schnell an die Sprache. Ich war sehr rasch eingegliedert und hatte auch Freundinnen unter den In- und Ausländerinnen. Der Chauffeur meiner Mutter wurde mein Stiefvater. Er war Eisverkäufer und wir bewohnten sein Elternhaus in einem Fremdenverkehrsort am See. Es war alles sauberer hier, weil die Wege asphaltiert waren. Ganz zu Hause watete man bei jedem Regen durch Morast. Dort musste man sich dauernd die Füße waschen. Hier nur die Hände vor dem Essen. Ansonsten glichen die Provinzen meiner alten und neuen Heimat einander. Erstaunt darüber, wie nah einander im Grunde unsere Örtlichkeiten atmosphärisch waren, nur sieben Autostunden entfernt, bedaure ich heute die Ausgeliefertheit an politische Verhältnisse, die unser aller Leben prägen. Wie hätte ich mich entwickelt, wären wir voneinander frei entbunden gewesen und nicht durch Grenzen und Systeme genötigt, so zu tun, als wären Familienvereinigungen die Erlösung. Ich litt unter meiner Umsiedelung, hatte keine Gelegenheit mehr, Großmutter zu besuchen. Meine Sehnsucht war so groß nach der verlorenen Geborgenheit, wie wohl Kleinstkinder ihre Mutterinstanz vermissen.

Nachdem der eiserne Vorhang nicht mehr existierte, bestand kein Grund mehr, das Grab der Großmutter nicht zu besuchen. Meine Mutter fuhr trotzdem nie hin. Mit ihr erlebte ich dennoch eine interessante, wenn auch nur mehr kurze Zeit. Sie wurde nämlich immer dicker, ihr Bauch schwoll an. Sie begrapschte mich nicht und belästigte mich auch nicht mehr mit Küssen, sie hatte jetzt einen Mann und war schwanger. Dafür wurde ich weitergereicht. An andere